

Geschichten aus der Sahara

Sanmao
Geschichten aus der Sahara

Aus dem taiwanischen Chinesisch
von Karin Betz



Matthes & Seitz Berlin

Ein Messer in der Wüstennacht

Ich kam in die Sahara mit dem Wunsch, als erste weibliche Entdeckerin die große Wüste zu durchqueren. Diese Sehnsucht hatte mich schon während der vergangenen Jahre in Europa nächtelang wachgehalten. Meine Erfahrungen als Reisende in fernen Ländern würden mir in der Wüste nicht viel nutzen, vermutete ich, von Zivilisation konnte dort kaum die Rede sein. Oder doch? Monatelang schleppte ich den Gedanken mit mir herum, bis ich mich entschloss, einfach loszuziehen und vor Ort weiterzusehen. Natürlich konnte ich nicht völlig planlos vorgehen, mir eine Feldflasche umhängen und mit dem Fallschirm aus einem Flugzeug springen. Also begann ich meine Erkundungen von spanischem Territorium aus, in der Hauptstadt der Westsahara, El Aaiún. Hauptstadt, nun gut. El Aaiún war nicht mehr als eine kleine Siedlung inmitten von Sand; eine Handvoll Straßen, ein paar Banken und Geschäfte. Die Trostlosigkeit dieses Orts erinnerte mich an die Städte in amerikanischen Western, er war das Gegenteil von einer blühenden, lebendigen Metropole.

Ich mietete ein Haus außerhalb des Zentrums. Eine heruntergekommene kleine Bude, für die ich mehr zahlte als für eine Wohnung in einer europäischen Großstadt. Es gab nicht einmal Möbel, weshalb ich überall auf dem Boden Strohmatten verteilte, so wie ich es bei den Nachbarn gesehen hatte. Für das Schlafzimmer leistete ich mir eine Matratze. Das reichte fürs Erste. Immerhin gab es Wasser. Die Stadtverwaltung holte es aus tiefen Brunnen hoch und verteilte es jeden Morgen gegen sechs. Auf meinem Hausdach

stand ein großes Fass. Warum das Wasser salzig war, blieb mir ein Rätsel, aber es reichte, um sich damit das Gesicht zu waschen und zu baden. Trinkwasser musste ich flaschenweise im Laden kaufen.

Anfangs war mein neues Leben unerträglich einsam. Ich konnte kein Wort Arabisch und meine Nachbarn waren ausschließlich einheimische Wüstenbewohner, Sahrauis. Von den Frauen sprachen kaum eine Spanisch, nur die Kinder konnten sich halbwegs in dieser Sprache verständigen. Vor meinem Haus lag eine Straße und dahinter begann die endlose Wüste, glatt und weich, ein stilles Mysterium, das sich bis zum Horizont erstreckte. Ihr helles Ockergelb erinnerte an eine Mondlandschaft. Ich liebte es, wenn die untergehende Sonne den Wüstensand glutrot färbte. Abend für Abend hockte ich mich aufs Dach, bis es vollkommen dunkel war. Ich fühlte mich schrecklich allein.

Ursprünglich hatte ich vorgehabt, nur für kurze Zeit in El Aaiún zu bleiben und dann loszuziehen. Leider kannte ich dort so gut wie niemanden und verbrachte meine Tage damit, das Polizeirevier in der Stadt aufzusuchen. Nun ja, nicht ganz freiwillig. Die Polizei hatte meinen Pass konfisziert und drohte ständig damit, mich abzuschieben. Ich ging immer gleich frühmorgens dorthin, zum stellvertretenden Polizeipräsidenten, einem Spanier.

»Ich möchte gerne in die Wüste ziehen, Señor, aber ich weiß nicht, wie ich es anstellen soll«, sagte ich. »Könnten Sie mir helfen?«

»In die Wüste? Sie sind doch schon in der Wüste. Sehen Sie mal aus dem Fenster«, antwortete er, ohne den Kopf zu heben.

»Nein, ich möchte reisen, bis dorthin.« Ich fuhr mit der Hand über die an der Wand hängende Landkarte, bis meine Finger am Roten Meer angelangt waren.

Jetzt sah er auf und musterte mich schweigend.

»Señorita«, sagte er schließlich. »Wissen Sie eigentlich, wovon Sie reden? Das geht nicht, unmöglich! Schlagen Sie sich das aus

dem Kopf, steigen Sie in die nächste Maschine nach Madrid. Wir können hier keinen Ärger gebrauchen.«

Seine letzten Worte brachten mich auf. »Ich habe nicht vor, jemandem Ärger zu machen. Meine Ersparnisse reichen für die nächsten drei Monate. Hier ...« Ich zog ein Bündel schmutziger Banknoten aus der Tasche und hielt sie ihm unter die Nase.

»Meinetwegen, wie Sie wollen. Ich erteile Ihnen eine Aufenthaltsgenehmigung für drei Monate. Danach verlassen Sie das Land, ohne Wenn und Aber. Wo wohnen Sie zurzeit? Sie müssen sich registrieren.«

»Ich wohne außerhalb der Stadt, in einem Haus ohne Nummer. Wie soll ich es beschreiben ... ich zeichne einen Lageplan für Sie.«

Und damit war ich in der Sahara angekommen.

Es ergab keinen Sinn, fortwährend über meine große Einsamkeit in dieser Zeit zu klagen, aber ich musste mir eingestehen, dass ich schwer damit zu kämpfen hatte. Ständig war ich drauf und dran, mein Vorhaben aufzugeben und zurück nach Europa zu gehen. Überall Sand; die unerbittliche Sonnenglut des Tages, die das Wasser auf dem Dach so sehr erhitzte, dass man aufpassen musste, sich nicht daran zu verbrühen; die Kälte der Nacht, die man nur dick eingemummt überstand. Wiederholt fragte ich mich, warum ich hier ausharrte. Was hatte mich nur dazu getrieben, allein in diesen vergessenen Winkel der Welt zu ziehen? Ich hatte keine Antwort auf diese Fragen. Die einzige Antwort war, zu bleiben, mich täglich besser in meiner Lage einzurichten.

Der zweite Mensch, den ich kennenlernte, war der pensionierte Befehlshaber des Wüstenkorps, ein Spanier, der fast sein ganzes Leben in der großen Wüste verbracht hatte und nicht das geringste Interesse an einer Rückkehr in die Heimat hegte. Er schien mir der Richtige, um ihn um Rat für meine Reise durch die Sahara zu bitten.

»Das ist unmöglich, Señorita. Sie? Allein?«

Ich antwortete nicht, aber er las mir die Enttäuschung von den Augen ab.

»Sehen Sie sich diese Karte an, eine Militärmkarte«, sagte er und winkte mich zu sich herüber vor die Wand. »Das ist Afrika. Das hier ist die Sahara. Die gestrichelten Linien markieren Straßen. Der Rest ... nun, raten Sie mal.«

Er erzählte mir nichts Neues. Wie oft hatte ich mir schon Karten angesehen, hundert Male. Auf der Karte des pensionierten Offiziers waren außer den seltenen Straßen nur die Landesgrenzen eingezeichnet. Alles andere war leer.

»Was sind das für Straßen?«, fragte ich.

»Das sind nicht mehr als Fährten, in die Wüste gestanzte Wege früherer Reisender. Bei gutem Wetter sind sie deutlich erkennbar. Sobald ein heftiger Sandsturm tobt, verschwinden sie.«

Ich bedankte mich für die Auskunft und verließ niedergeschlagen sein Büro. Zweifellos überschätzte ich meine Fähigkeiten. Aber so schnell wollte ich nicht aufgeben. Ich war schon immer ein dickköpfiger Mensch. Um mir etwas Mut zu machen, wandte ich mich an die Einheimischen, in der Hoffnung, unkonventionelle Auskünfte zu erhalten. Die Sahrauis waren seit jeher in dieser Wüste zuhause, sie hegten bestimmt andere Vorstellungen von ihrem Land als die Besatzer.

Vor der Stadt gab es einen großen Marktplatz, ein Durcheinander von Kamelen, Jeeps, Händlern, Ziegen. Ein alter Mann kniete dort auf einem Teppich und betete. Ich wartete, bis er fertig war, und sprach ihn an, fragte ohne Umschweife nach einem Weg, die Sahara zu durchqueren. Zum Glück verstand der alte Mann Spanisch. Kaum dass er mit mir zu sprechen begann, scharte sich im Nu neugieriges Volk um uns.

»Du willst bis ans Rote Meer?«, fragte er. »Ich selbst war noch nie im Leben dort. Man kann heutzutage nach Europa fliegen, umsteigen und weiter ans Rote Meer, bequem und sicher. Dazu muss man nicht durch die Wüste.«

»Stimmt, aber ich möchte gern den Weg durch die Wüste nehmen. Bitte geben Sie mir einen Rat«, sagte ich lauter als nötig, weil ich dachte, er hätte mich nicht richtig verstanden.

»Du willst also unbedingt durch die Wüste. Also gut. Hör zu. Miete zwei Jeeps, damit du einen in Reserve hast, falls der andere liegenbleibt. Außerdem brauchst du einen guten Führer. Wenn du alles gut vorbereitest, kannst du es versuchen.«

Endlich sagte jemand, ich könne es versuchen! »Wie hoch wäre die Miete für einen Jeep pro Tag ungefähr?«, drängte ich weiter. »Wie viel kostet ein Führer?«

»Je dreitausend Pesetas täglich für den Jeep und dreitausend für den Führer. Dazu kommen die Kosten für Benzin und Essen.« Großartig. Hastig überschlug ich die Kosten und kam auf hundertachtzigtausend Pesetas für einen Monat.

Nein, falsch. Ich brauchte zwei Wagen. Damit kam ich auf zweihundertsiebzigttausend Pesetas, ohne Ausrüstung, Benzin, Essen und Wasser. Für einen Monat musste ich mindestens vierhunderttausend Pesetas veranschlagen.

Instinktiv befragte ich die Banknoten in meiner Tasche. Wie weiter? »Das ist zu viel«, sagte ich zerknirscht. »Das kann ich mir nicht leisten. Ich danke Ihnen.«

Als ich mich zum Gehen wandte, sagte er plötzlich: »Es gibt noch eine Möglichkeit, bei der man auch ohne viel Geld auskommt.«

Sofort hockte ich mich wieder zu ihm auf den Boden. »Wie meinen Sie das?«

»Schließ dich den Nomaden an. Das sind friedliche Menschen, die jeweils dorthin weiterziehen, wo sie Regenwasser finden. Auf diese Weise wird es billiger. Komfortabel ist es nicht. Ich kann dich den richtigen Leuten vorstellen.«

»Mir macht es nichts aus, einfach zu leben. Ich kann mir ein eigenes Zelt und ein Kamel kaufen. Bitte helfen Sie mir. Ich bin bereit, sofort loszuziehen.«

Der alte Mann lachte. »Niemand weiß, wann die Nomaden weiterziehen. Manchmal bleiben sie für eine Woche oder zwei am selben Ort, manchmal Monate. Das hängt davon ab, ob ihre Ziegen noch was zum Fressen finden.«

»Und wie lange brauchen sie ungefähr, um einmal die Wüste zu durchqueren?«

»Schwer zu sagen. Sie sind langsam, sehr langsam. Zehn Jahre oder so.«

Die Umstehenden lachten. Mir war nicht zum Lachen. An jenem Tag wanderte ich lange ziellos herum und ging schließlich zu Fuß zurück zu dem Haus, in dem ich wohnte.

Ein langer und steiniger Weg über Europa bis hierher lag bereits hinter mir, getrieben von meiner Faszination für die Wüste; und jetzt hing ich an diesem trostlosen Flecken fest. Immerhin blieben mir noch drei Monate. Ich konnte mich vorerst hier niederlassen und weitersehen.

Am Tag nach meinem Einzug besuchte mich die Familie meines Vermieters. Eine beachtliche Zahl Mädchen und Jungen versammelte sich vor meiner Tür. Ich lächelte ihnen zu, schloss die Jüngste in die Arme. »Kommt herein«, begrüßte ich sie. »Ich habe ein paar Kleinigkeiten für euch.«

Verunsichert drehte sich die Schar mit fragenden Blicken nach einer üppigen jungen Frau um, einer wahren Schönheit, große Augen, lange Wimpern, sehr weiße Zähne, bronzefarbener Teint. Sie trug eine Tunika aus feinem Stoff in dunklem Türkis; ebensolcher Stoff bedeckte auch ihr Haar. Sie trat vor, berührte mein Gesicht mit der Stirn und ergriff meine Hand. »Salam aleikum«, sagte sie.

»Aleikum salam«, erwiderte ich.

Sie war mir sofort sympathisch. Die Mädchen in der Gruppe waren alle in farbenprächtigen Stoffen mit typisch afrikanischen Mustern gehüllt und hatten das Haar zu vielen medusenhaften kleinen

Zöpfchen geflochten, ausgesprochen hübsch. Die kleinen Jungs dagegen waren nur teilweise bekleidet; manche waren splitternackt. Keines der Kinder trug Schuhe. Mir stach ein seltsamer, unangenehmer Geruch in die Nase. So hübsch die Kinder auch waren, so schmutzig waren sie.

Schließlich erschien auch der Vermieter persönlich, ein Polizist, der ausgezeichnet Spanisch sprach. »Sie haben eine sehr schöne Frau«, beglückwünschte ich ihn.

»So? Sie haben meine Frau noch gar nicht getroffen!«

»Verzeihung. Ich dachte, es wäre die hübsche junge Dame dort.«

»Ha. Das ist meine älteste Tochter Gueiga, sie ist erst zehn.«

Überrascht starrte ich ihn an. Auf mich wirkte Gueiga wie eine erwachsene Frau Mitte zwanzig. Ich traute meinen Ohren nicht.

»Wie alt bist du denn, junge Dame? Auch erst zehn, oder? Du wärst sicher eine passende Gefährtin für meine Tochter.«

Peinlich berührt fasste ich mir an den Kopf, unschlüssig, ob ich den Vermieter über mein Alter aufklären sollte.

Später, als ich Gueiga etwas näher kennengelernt hatte, wagte ich, sie selbst zu fragen. »Gueiga, stimmt es, dass du erst zehn Jahre alt bist?«

»Jahre ... alt?«, fragte sie zurück.

»Ich meine dich. Wie alt bist du?«

»Ich weiß nicht«, antwortete sie. »Kann nur an den Fingern bis zehn zählen. Alter kümmert uns Frauen nicht, das kennt nur mein Vater.«

Nach und nach verstand ich, dass nicht allein Gueiga keine Ahnung hatte, wie alt sie war. Auch ihre Mutter und die anderen Frauen in der Nachbarschaft konnten nicht zählen. Sie interessierten sich mehr dafür, ob sie rund und gesund waren. Üppige Formen galten als Schönheitsideal. Meine Frage irritierte sie. Wer wollte schon wissen, wie alt eine Frau war?

Nach einem Monat in El Aaiún kannte ich bereits eine Menge Leute, hatte einige spanische und sahrauische Freunde gewonnen. Einer von ihnen war ein junger Mann, der gerade die höhere Schule abgeschlossen hatte, was bei den Sahrauis eher selten war. Eines Tages kam er sehr aufgeregt zu mir. »Im nächsten Frühjahr werde ich heiraten«, verkündete er stolz.

»Herzlichen Glückwunsch. Wo ist deine zukünftige Braut?«

»In der Wüste, sie lebt in einem Chaima.« Das war eines dieser schwarzen Beduinenzelte.

Forschend betrachtete ich den attraktiven und klugen jungen Mann. Ich hoffte, dass er nicht so wäre wie die anderen Männer seines Volks. »Verrätst du mir, wie alt deine Braut ist?«

»Sie ist elf.«

Mir entfuhr ein Schrei. »Das kann nicht wahr sein. Ein Kind! Du hast doch eine gute Schule besucht! Díos mío!«

Er wurde wütend. »Was ist daran falsch?«, fragte er. »Meine erste Frau war erst neun, als wir geheiratet haben. Jetzt ist sie vierzehn und hat mir schon zwei Kinder geschenkt.«

»Wie? Du hast schon eine Frau? Wie kommt es, dass du sie mir gegenüber nie erwähnt hast?«

»Wozu sollte ich? Was gibt es über Frauen schon zu sagen ...«

Aufgebracht funkelte ich ihn an. »So? Heißt das, du willst auch deine vier Frauen haben?« Ich wusste, dass ein Mann hier bis zu vier Frauen heiraten durfte.

»Das geht leider nicht, ich kann es mir nicht leisten. Zwei reichen fürs Erste.«

Bald darauf erlebte ich mit, wie meine Nachbarin Gueiga weinend zu ihrer Hochzeit ging. Bei der eigenen Hochzeit zu weinen war hier üblich. Brauchtum oder nicht – ich an ihrer Stelle hätte gewiss für den Rest meines Lebens bittere Tränen vergossen.

Eines Tages, es war kurz vor Sonnenuntergang, hörte ich vor meiner Tür ein Auto hupen. Ich rannte hinaus und traf auf zwei meiner

neugewonnenen Freunde, ein verheiratetes Paar, das mir aus seinem Jeep zuwinkte. »Steig ein, wir machen eine Spritztour!«

Die beiden stammten aus Spanien. Der Mann diente bei der spanischen Luftwaffe und leistete sich dieses moderne Wüstenschiff. Ich setzte mich auf die Rückbank. »Wohin fahren wir?«

»In die Wüste.«

»Wunderbar. Für wie lange?«

»Nur für ein paar Stunden, dann sind wir zurück.«

Wüste herrschte im Grunde überall, in diesem kleinen Flecken und außerhalb. Vermutlich wollten sie einfach das Gefühl haben, einmal rauszukommen. Wir folgten den Reifenspuren eines anderen Jeeps hinaus in den endlosen Sand. Die Sonne stand schon sehr tief, aber es war noch ziemlich heiß. Ich war müde und mir fielen kurz die Augen zu. Dann, unversehens ... Madre mía!, dachte ich. Nicht zu fassen. Etwa zweihundert Meter vor uns lag ein großer See, die Wasseroberfläche spiegelglatt, am Rand wuchsen Bäume.

Ich rieb mir die Augen. Unser Jeep schien mit hoher Geschwindigkeit auf den See zuzurasen. »Ay, viejo!« Vom Rücksitz aus stieß ich den Fahrer an. »Da vorn ist ein See! Willst du uns umbringen?«, schrie ich. Er fuhr ungerührt weiter. Ich wandte mich seiner Frau zu, die verschmitzt lächelte. Der See kam immer näher. Panisch umschlang ich die Knie.

Man hatte mir von einem See erzählt, nicht allzu weit von der Stadt entfernt, draußen in der Wüste; das musste er sein. Unglaublich. Vorsichtig hob ich den Kopf und spähte nach vorn. Mein Freund hielt unverdrossen auf die Oase zu. Ich kauerte mich zusammen und barg den Kopf in den Armen. Unser Wagen fuhr noch ein Stück weiter, dann kam er endlich zum Stehen.

»He, mach die Augen auf!«, riefen die beiden. Ich hob den Kopf. Vor mir lag nichts als Wüste. Bis zum Horizont färbte das Licht der untergehenden Sonne alles blutrot, der Wind trieb feinen Sand durch die Luft. Kein ungewöhnlicher Anblick, dennoch fühlte ich nackten Horror. Wo war der See hin? Weit und breit war

kein Wasser mehr zu sehen, und Bäume schon gar nicht. Verstört klammerte ich mich an den Sitz, vor Angst versagte mir die Stimme. Ich kam mir vor wie in einer dieser alten chinesischen Geistergeschichten.

Dann sprang ich aus dem Auto, wirbelte mit den Füßen Sand auf, betastete ihn. Er war real. Ich beäugte den Jeep. Auch er war real, er existierte, genau wie meine beiden Freunde, die danebenstanden und sich vor Lachen den Bauch hielten.

Endlich begriff ich. Eine Luftspiegelung.

Als ich wieder einstieg, hatte ich noch immer eine Gänsehaut. »Furchtbar! Ich hatte solche Angst. Wie kann es sein, dass es so nah wirkte? Im Film sind Fata Morganas immer sehr weit weg.«

»Du hast noch viel zu lernen. Die Wüste hält eine Menge Merkwürdigkeiten für dich bereit, nach und nach wirst du sie entdecken.«

Nach diesem Vorfall misstraute ich immer, wenn ich etwas Ungewohntes sah, meinen Augen, trat an alles dicht heran und befühlte es, um mich seiner Existenz zu versichern. »Ich bin kurzsichtig«, erklärte ich dann, weil ich nicht zugeben wollte, dass eine Luftspiegelung mich dermaßen aus dem Gleichgewicht gebracht hatte.

Ich wusch bei offener Haustür die Wäsche, als plötzlich eine der Ziegen meines Vermieters zu mir hereinrannte und im Nu die einzige Blume auffraß, die ich mit Frischwasser herangezüchtet hatte. Nun ja, »Blume« war zu viel gesagt; aber immerhin waren zwei gesunde, grüne Blätter gesprossen. Ich jagte das Biest mit einem Tritt zur Tür hinaus, wobei ich stolperte und hinfiel. Wütend lief ich hinüber, traf auf Bashir, einen der Söhne des Vermieters, und ließ meinen Ärger an ihm aus. »Eure Ziege hat meine Pflanze gefressen!«

Mit seinen fünfzehn Jahren war Bashir das Älteste der Kinder. Er sah mich herablassend an. »Was genau hat sie gefressen?«

»Es gab nur zwei Blätter und sie hat beide aufgefressen.«

»Wegen zwei Blättern regst du dich so auf?«

»Moment mal. Wir sind in der Sahara, es ist ein Wunder, wenn hier überhaupt etwas wächst. Meine Pflanze ...«

»Ach, vergiss die Pflanze. Hast du heute Abend schon was vor?«

»Nein.«

»Ich gehe mit ein paar Freunden Außerirdische fangen. Kommst du mit?«

»Haha. Willst du mir weismachen, hier wäre ein UFO gelandet?« Trotz meines Spotts war ich neugierig geworden.

»Genau.«

»Ein guter Muslim lügt nicht, mein Lieber.«

Er hielt die Hand hoch und schwor, dass er die Wahrheit sage. »Heute Nacht ist Neumond, da kommen sie wahrscheinlich.«

»Gut, ich bin dabei!«, sagte ich, ohne lange nachzudenken. Ich spürte ein Kribbeln vor Aufregung. »Und ihr wollt sie fangen, ja?«

»Und ob. Sobald sie sich zeigen, packen wir sie. Aber du musst dir Männersachen anziehen. Zieh dich an wie einer von hier. Eine Frau darf ich eigentlich nicht mitnehmen.«

»Wie du meinst. Leih mir einen Turban und einen warmen Umhang.«

In der Nacht schloss ich mich tatsächlich Bashir und seinen Freunden an. Nach einem zweistündigen Marsch landeten wir mitten in der Wüste. Es war stockfinster, nirgends eine Lichtquelle, nur die Sterne funkelten, kalt wie Diamanten. Wir verteilten uns im Sand. Der Wind peitschte uns eisig ins Gesicht. Ich rückte meinen Turban zurecht und wickelte mir den Stoff über die Nase, bis nur noch meine Augen freilagen. Was tat ich bloß hier? Ich war schon beinahe steif gefroren, als Bashir mich anstupste.

»Psst. Nicht bewegen. Horch!«

Ein Geräusch, das nach dem konstanten Brummen eines Motors klang. Es war unheimlich. »Ich sehe gar nichts!«, rief ich.

»Psst, nicht so laut!«, zischte Bashir mir zu und deutete nach vorn. Nicht weit von uns entfernt war am Himmel ein orangefar-

ben leuchtendes, fliegendes Objekt aufgetaucht, das langsam auf uns zuhielt. Gebannt starrte ich hinauf und krallte dabei vor Aufregung unbewusst die Hände in den Sand. Das seltsame Objekt beschrieb am Himmel einen Kreis und flog wieder davon. Ich atmete hörbar aus. Aber schon kam es zurück, so langsam wie zuvor, aber auf niedrigerer Höhe.

Ich betete innerlich, das Ding möge so schnell wie möglich verschwinden. Außerirdische fangen, so ein Blödsinn! Wir konnten froh sein, wenn niemand kam, um uns zu fangen. Das vermeintliche UFO landete nicht, weit und breit waren keine kleinen grünen Männchen zu sehen. Eine gefühlte Ewigkeit lang lag ich reglos im Sand. Trotz der bitteren Kälte war ich schweißgebadet.

Es war bereits heller Tag, als wir wieder in El Aaiún ankamen. Wir standen vor meinem Haus, ich hatte gerade den Turban und den Umhang abgenommen und Bashir ausgehändigt, als mein Vermieter vom nächtlichen Polizeidienst zurückkehrte.

»He. Was heckt ihr denn aus?«

Beim Anblick seines Vaters rannte Bashir, ohne ein Wort zu sagen, ins Haus, wie ein geprügelter Hund.

»Wir sind eben zurückgekommen«, sagte ich. »Wir waren draußen in der Wüste, um eine fliegende Untertasse zu beobachten.«

»Das ist nicht dein Ernst. Der Junge hält dich zum Narren und du fällst darauf rein?«

»Es war echt«, entgegnete ich nach kurzem Zögern. »Es leuchtete orange und flog sehr langsam und niedrig. Ein Flugzeug war das nicht.«

Mein Vermieter sah skeptisch drein und dachte einen Augenblick nach, bevor er antwortete. »Ach, das. Das Ding taucht schon seit Jahren immer wieder auf. Niemand weiß, worum es sich handelt.«

Ich zuckte zusammen. »Sie glauben also auch, dass es real ist?«

»Ich glaube nur an Allah, Señorita. Aber dieses Ding dort draußen am nächtlichen Wüstenhimmel, das existiert tatsächlich.«

Obwohl ich die ganze Nacht wach gewesen war und vollkommen durchgefroren, konnte ich in meinem warmen Bett lange kein Auge zutun.

Das blieb nicht mein einziges nächtliches Abenteuer. Einmal war ich abends bei Freunden zum Kamelbratenessen eingeladen. Als ich mich verabschiedete, forderten sie mich zum Bleiben auf. »Es ist schon ein Uhr, schlaf doch einfach bei uns«, sagten sie.

Ich überlegte. So spät war es auch wieder nicht, und ich beschloss, mich auf den Weg zu machen. Der Herr des Hauses wirkte besorgt. »Wir haben kein Auto und können dich leider nicht fahren.«

»Keine Sorge«, entgegnete ich, auf meine Stiefel klopfend. »Ich verlasse mich auf das hier.«

»Was hast du da?«, fragten die Eheleute wie aus einem Mund.

Theatralisch reckte ich meine Hand in die Höhe und präsentierte ein blitzendes Messer. Die Frau stieß einen spitzen Schrei aus. Dann lachten wir alle drei. Ich verabschiedete mich und zog los.

Bis zu meinem Haus dauerte es vierzig Minuten, was für hiesige Verhältnisse nicht besonders weit war; unangenehm war allein, dass der Weg über zwei Friedhöfe führte. Die Sahrauis betten ihre Toten nicht in Särge. Sie wickeln die Verstorbenen in weiße Leintücher, vergraben sie im Sand und legen einen Haufen Steine oder eine schwere Steinplatte darüber, damit die Toten sich nachts nicht wieder aufsetzen.

Der Mond schien hell in jener Nacht. Laut sang ich das Marschlied des spanischen Militärkorps vor mich hin, das ich längst auswendig konnte, so oft hatte ich es gehört, und schritt forsch voran. Irgendwann dämmerte mir, dass es besser wäre, nicht so laut zu singen, um nicht unnötig auf mich aufmerksam zu machen. Jetzt unterbrach nur noch das Geräusch meiner Schritte die Stille.

Dann kam ich an den ersten Friedhof. Deutlich zeichneten sich die Steine unter dem Mondlicht ab. Zügig lief ich an den schier endlosen Gräberreihen entlang, wobei ich dennoch sorgfältig da-

rauf achtete, nicht auf die Steine zu treten, damit kein Toter in seiner Ruhe gestört würde. Auf dem zweiten Friedhof, der an einem kleinen Hügel lag, gestaltete sich das etwas schwieriger. Ich musste einen Abhang hinunterschlittern, an dem dicht an dicht Leichen vergraben waren. Es gab keinen richtigen Pfad. Ein paar streunende Hunde lungerten herum. Ich schleuderte Steine nach ihnen, um sie zu vertreiben.

Einen Augenblick blieb ich zögernd am Hang stehen und sah mich nach allen Seiten um. Dieser verlassene Ort war beängstigend; der Gedanke, es könnte jemand auftauchen, bereitete mir allerdings noch mehr Angst. Und was, wenn etwas auftauchte, das kein Mensch war? Puh.. Nein, ich durfte meine Fantasie nicht mit mir durchgehen lassen. Ich riss mich zusammen und ging weiter. Beinahe hatte ich das Ende des Friedhofs erreicht, als ich meinte, ein Stück weiter vorn einen Schatten zu sehen, der sich über den Boden bewegte. Erst kroch er, dann reckte er den Oberkörper hoch, um gleich wieder vornüberzufallen. Abermals bäumte er sich auf und kippte wieder um.

Ich blieb reglos an Ort und Stelle stehen, biss mir auf die Unterlippe und versuchte, die Fassung zu wahren. Was zum ...? Der Schatten bewegte sich nicht mehr. Ich sah genauer hin. Es war eindeutig eine in Lumpen gehüllte Gestalt, die aus einem der Gräber herauskletterte! Ich ging in die Hocke und tastete mit der rechten Hand nach dem Messer in meinem Stiefelschaft. Ein unheimlich anmutender Wind blies über den Hang, trug mich wie in Trance Schritt für Schritt näher auf die Gestalt zu. Im Mondlicht sah ich, wie sie sich erneut aufbäumte. Ich drehte mich um, schätzte die Lage ab. Hangaufwärts zu fliehen, ginge nicht besonders schnell, daher schien es geraten, die Flucht nach vorn zu wagen. Vorsichtig tastete ich mich weiter. Als ich das Wesen fast erreicht hatte, stieß ich einen lauten Schrei aus und stürmte an ihm vorbei. Wer hätte gedacht, dass es bei meinem Schrei gleichfalls zu schreien anfangen würde! Es stieß kurze, jämmerliche Laute aus, »ah, ah, ah!«

Ich war schon ein Stück gerannt, doch nun hielt ich verwundert inne. Das waren eindeutig menschliche Laute. Ich drehte mich um und sah einen jungen Mann, in der typischen Kleidung dieser Gegend, der mir verwirrt nachstarrte.

»Wer sind Sie? Was fällt Ihnen ein, sich hier zu verbergen und eine Frau zu erschrecken? Schämen Sie sich nicht?« Ich hatte keine Angst mehr und schimpfte wütend auf Spanisch drauflos.

»Ich ... ich ...«

»Ein Dieb? Etwa ein Grabräuber?« Ich weiß nicht, woher ich den Mut dazu nahm, aber ich ging schnurstracks zu ihm zurück, um ihn mir anzusehen. Oje. Es war ein junger Mann, keine zwanzig Jahre alt, das Gesicht voller Sand.

»Ich habe nur am Grab meiner Mutter gebetet. Ich wollte Sie nicht erschrecken, ehrlich, ich ...«

»Erzähl keine Märchen.« Ich stieß ihm in die Rippen. Er schien kurz davor, in Tränen auszubrechen.

»Sie machen mir Angst, Señora, ich habe nichts getan, Sie ...«

»So? *Ich* mache dir Angst? Von wegen.«

Ich wusste nicht, ob ich lachen oder weinen sollte.

»Ich war tief in mein Gebet versunken, als ich jemanden singen hörte. Ich habe gelauscht, aber dann war die Stimme verstummt. Dann habe ich die Hunde wegrennen gehört. Als ich mich wieder nach unten gebeugt habe, um mein Gebet fortzusetzen, sind Sie am Hang aufgetaucht, wie ein Geist, mit wehenden Haaren. Ich habe mich zu Tode erschrocken! Und dann sind Sie auch noch laut schreiend auf mich zugerannt ...«

Ich verlor fast das Gleichgewicht vor Lachen. Als ich mich wieder gefasst hatte, sagte ich: »Was macht ein Angsthase wie du mitten in der Nacht auf dem Friedhof? Ab nach Hause mit dir!«

Er verbeugte sich verlegen und ergriff die Flucht.

Und dann bemerkte ich, dass ich beim Herumstolpern mit einem Fuß auf die linke Hand seiner Mutter getreten war. Oh, nein. Der Mond war untergegangen. Dort, am Ende des Friedhofs, schien

wieder etwas aus dem Sand hervorzukriechen. Mir entfuhr ein leiser Schrei. »Lauf!«, sagte ich mir und rannte den ganzen Weg bis nach Hause, stieß keuchend die Tür auf, knallte sie von drinnen zu, lehnte mich an und rang nach Luft. Ich sah auf die Uhr. Wundererweise hatte ich die Wegstrecke von vierzig Minuten in einem fünfzehnminütigen Sprint zurückgelegt.

Wie hatte mein Freund mit dem Jeep gesagt: »Die Wüste hält eine Menge Merkwürdigkeiten für dich bereit, nach und nach wirst du sie entdecken.«

Für heute hatte ich genug entdeckt.

Inhalt

Ein Messer in der Wüstennacht	5
Das Wüstenrestaurant	21
Chronik einer Hochzeit	29
Medizinfrau	41
Kindsbraut	52
Eine Nacht in der Wildnis	62
Das Wüstenbadespektakel	76
Auf der Suche nach Liebe	87
Nachbarn	101
Die Sonntagsfischer	112
Saat des Todes	127
Die Himmelsleiter	142
Noch einmal von vorn anfangen	160
Meine geliebte Schwiegermutter	195
Seelendieb	214
Unteroffizier Salva	225
Anhalter	241
Weinende Kamele	261
Der stumme Sklave	304
Einsames Land	323
Sanmao – Stationen eines Lebens	349
Nachwort der Übersetzerin	353

Die Übersetzerin dankt dem Deutschen Übersetzerfonds e. V.
für die Förderung ihrer Arbeit.

Dieses Buch erscheint im Rahmen des Förderprogramms des
Ministry of Culture of Taiwan.



Erste Auflage Berlin 2026

Copyright der deutschen Ausgabe

© 2026 MSB Matthes & Seitz Berlin

Verlagsgesellschaft mbH

Großbeerenstraße 57A, 10965 Berlin, Deutschland

info@matthes-seitz-berlin.de

Copyright der Originalausgabe 撒哈拉的故事 *Sahala de gushi*. Crown Publishing Taiwan, 1976 © 1976, 2011,
2021 by Sanmao (三毛)

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die

Nutzung des Werks für Text- und Data-Mining

im Sinne von § 44b UrhG.

Umschlaggestaltung: Dirk Lebahn, Berlin

Layout und Satz: Monika Grucza-Nápoles, Sagunto

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7518-1090-6

eISBN 978-3-7518-1101-9

www.matthes-seitz-berlin.de